

G. ARENTZEN

Ich, Killerin

EIN 2098 - ROMAN

Shut-Up Verlag

Leseprobe

2098

Ich – Killerin

G. Arentzen

Published by Petra Arentzen, SHUTUP-Verlag

SHUTUP-Verlag
www.shutup-verlag.de

P. Arentzen
Schulstr. 1
76761 Rülzheim

Copyright by Gunter Arentzen 2010

Internet: www.g-arentzen.de

Email: mail@g-arentzen.de

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Jens Rodemer

Foto: fotolia.com © Pangfolio.com

Lektorat: Anke Brandt

Kapitel 1 – Eine Seefahrt, die ist lustig!

Pleasure Island – 01.12.2008/ 14:00 Uhr

Die Klappe vier Meter über unseren Köpfen öffnet sich knarrend. Sonnenlicht flutet den Frachtraum des Schiffes. Ketten klirren, Schritte nähern sich uns. Noch sehen wir nichts, obwohl wir unsere Häse nach oben recken. Die plötzliche Helligkeit nach mehr als fünf Tagen absoluter Dunkelheit blendet uns. Sie schmerzt in den Augen und lässt sie tränen. Dennoch tut sie gut. Fast, als wäre sie ein Hoffnungsfunken. Obwohl es keine Hoffnung mehr gibt für uns. Wir wissen es, verdrängen unsere Angst, unsere Gefühle und unseren Hass jedoch für den Augenblick.

Wir sind da. Und nur das zählt.

»Kommt hoch, ihr Ratten.« Die hämische, schneidende Stimme eines Mannes durchschneidet die gespannte Stille, die bisher geherrscht hatte. »Euer neues Paradies erwartet euch.« Er schließt den Satz mit einem boshaften Lachen ab.

Ketten laufen durch Ringe. Seit wir an Bord gebracht wurden, mit Beruhigungsmitteln vollgepumpt und kaum fähig, einen Fuß vor den anderen zu setzen, hielten sie uns an unserem Platz. Wir konnten nicht stehen, nicht liegen und uns nicht dehnen. Nur sitzen. Fünf Tage und vier Nächte an dieselben Holzbänke gefesselt.

Kein Bullauge.

Kein Platz.

Keine Toilette!

Anfangs hatten wir versucht, unsere dringendsten Bedürfnisse einzuhalten. So lange, bis es der Ersten in die Hose gegangen war. Ab diesem Moment schien es egal zu sein. Sie hatten uns auf die Stufe einer Herde zahmer, zusammengepferchter Tiere reduziert. Wir mussten uns nicht schämen. Uns auf diese Art einzusperrern war so wenig unsere Entscheidung gewesen, wie wir etwas für die Hitze konnten. Ein Thermometer gab es nicht. Aber gefühlt waren es im Leib des Schiffes mindestens 40 oder 50 Grad. Ein

Glutofen, der uns vom ersten Moment an den Schweiß aus den Poren trieb.

Jetzt, da wir in einen blauen Himmel starren und sich unsere Augen allmählich an die Helligkeit gewöhnen, scheint die grauenvolle Überfahrt vergessen. Auch wenn wir nicht wissen, wie es weitergehen soll. Wir sind Gefangene. Jede Einzelne von uns hat verdient, was immer auch geschieht.

Wir wissen es.

Keine von uns hat je lamentiert, dass sie ein Opfer der Umstände sei. 25 Frauen, eine schuldiger als die andere.

Die Ketten sind gefallen. Doch schon die erste zaghafte Bewegung löst einen Schmerz aus, der kaum zu beschreiben ist. Die Gelenke sind eingerostet, die Muskeln steif. Ungeniert wimmern einige von uns, andere stöhnen leise. Ich selbst bleibe stumm – so wie stets. Jeder Laut, jedes noch so leise Ächzen ist Musik in den Ohren unserer *Wärter*. Sie geilten sich daran auf, wenn wir um Wasser flehten. Sie lachten, wenn sich eine von uns übergeben musste und sie machten nachts die Klappe auf, um uns anzuspucken. Einmal stellte sich einer von ihnen so, dass wir ihn im Mondschein sehen konnten. Er machte seine Hose auf, holte seinen Schwanz raus und wichste. Als es ihm kam, spritzte sein Samen auf uns nieder.

Wir sind keine Menschen mehr. Das machte man uns am ersten Tag der Überfahrt klar, und daran hat sich nichts geändert. Also behandelte man uns auch so. Ich habe wenig Hoffnung, dass es sich in absehbarer Zeit ändern wird.

»Kommt schon, ihr dreckigen Fotzen. Hoch mit euch und raus an Deck. Wir müssen die Fracht löschen, ehe sie schimmelt.«

Der Mann hält sich den Bauch vor Lachen, während er ungeduldig mit der Hand wedelt. An Händen und Füßen gefesselt erklimmen wir nacheinander die Leiter. Stufe um Stufe. Manche müssen sich förmlich nach oben hangeln. Anderen fällt es leichter, die Beine zu benutzen.

»So ist es brav, Ladies. Kommt hoch und schaut euch euer neues Zuhause an. *Pleasure Island*, wo den ganzen Tag Freizeit und Vergnügen auf die Gäste warten.«

Leck mich am Arsch, du blöder Penner. Noch vor vier Monaten hättest du vor mir gezittert.

Die Gedanken hallen in meinem Kopf wider. Sie tragen die bitter-süße Note dessen, was war. Aber so wird es *niemals* wieder sein. Und darum kann das Arschloch seine Sprüche machen und sich sicher sein, *niemals* meinen Zorn zu spüren.

Das Leben hält keine Gerechtigkeit bereit.

Für niemanden.

Auch wenn manche das Gegenteil glauben.

An Deck sammeln wir uns. Links erstreckt sich das Meer. Rechts hingegen sehen wir einen Steg, der bis an die Bordwand läuft. Er führt knapp zehn Meter über das Wasser, mündet dann in eine befestigte Anlage, hinter der sich endlich die Insel erstreckt.

Wachen stehen dort und starren zu uns hinüber. Wir können ihre Blicke noch nicht erkennen. Unsere Augen haben längst nicht ihre volle Sehkraft zurückerlangt. Sie sind feucht und schmerzen. Dennoch genügt bereits der Anblick der bewaffneten Männer und Frauen, um uns einen ersten Eindruck der hier herrschenden Sitten zu vermitteln. Keine Gnade auf Pleasure Island. Kein Verständnis, keine Milde und keine Hoffnung. Bis zum Tage deiner Entlassung oder deines Todes.

Nur wenige kamen je wieder zurück.

»So, ihr Maden«, ruft der Kapitän dieses Luxus-Liners. »Wir sind da. Ab sofort untersteht ihr dem Kommando der Wachmannschaft hier auf der Insel. Marschier den Steg runter und stellt euch an der Kaimauer auf. Haltet die Klappe, bis man euch fragt. Seid artig, dann habt ihr eine wunderbare Zeit. Ist ein hübsches Fleckchen. Mache hier jedes Jahr meinen Urlaub.«

Die Crew des Schiffes lacht. Jene Frau, die ganz vorne in der Reihe steht, bekommt von einem Matrosen einen leichten Klaps auf den Po. Das Zeichen, sich in Bewegung zu setzen.

Mit schleppenden Schritten tragt sie los. Wir anderen folgen im Gänsemarsch. Unsere Fesseln reiben aneinander, es klirrt und scheppert. Aber wir kommen von dem Kahn runter.

Als wir das erste Mal festen Boden unter den Füßen haben, ist es wie eine Offenbarung. Wir wissen noch nicht, dass wir es schon zwei Stunden später für die Hölle halten werden.

Kapitel 2 – Die Lustbarkeiten der Insel

Pleasure Island – 01.12.2008/ 14:30 Uhr

P. Meister – Oberwachmann

Dies steht auf dem Namensschild eines der Wächter, der vor uns auf- und abgeht. Er grinst wie ein Honigkuchenpferd. In der rechten Hand hält er eine Lederpeitsche, dessen acht Riemen hin und wieder auf seine Hand klatschen. Sein schwarzes Haar klebt nass auf seinem schmalen Eierkopf.

Er schaut tückisch. Verschlagen, möchte man sagen.

Schweißgeruch geht von ihm aus. Sicherlich ist das nichts gegen den Gestank, den wir verströmen. Aber er hatte wenigstens die Chance, eine Dusche zu nehmen. Wir hingegen nicht.

»Willkommen auf Pleasure Island. Euer Zuhause für eine begrenzte oder unbegrenzte Zeit. Mein Name ist Paul Meister. Ich habe das Kommando über die Baracken acht bis zwölf. Ihr werdet in Baracke elf untergebracht. Daher untersteht ihr mir.« Seine Stimme hallt in unseren Ohren wider. Ein unangenehmes, schrilles Organ. Aber es verfehlt nicht seine Wirkung.

»Ab heute tragt ihr keine Namen mehr. Ihr tragt nun Nummern bis zu dem Tag, an dem ihr die Insel verlasst. Per Schiff in die Freiheit oder per Asche, die irgendwo auf dem Meer niedergeht. Nachdem ihr krepirt seid und wir eure nutzlosen Kadaver verbrannt haben.« Er lässt seine Worte wirken.

»Durchzählen von links«, bellt er dann.

Eine der Frauen am Ende unserer Reihe beginnt mit *eins*. Artig lasse ich eine *sieben* hören, als es an mir ist. So geht es weiter bis zur 25.

Wir stehen noch immer am Ufer der Insel. Vor uns wird das Schiff gereinigt, welches uns hierher brachte. Der Frachtraum muss geschrubbt werden. In ein paar Monaten wird es wieder an diesem Kai anlegen und neue *Fracht* bringen.

Links und rechts von uns wachsen Palmen in den Himmel. Das Meer schlägt sanft gegen die Befestigung, der Himmel strahlt

herrlich blau. Die Tatsache, dass dies eine Gefängnisinsel ist, pervertiert den malerischen Anblick.

»Eure Nummer«, reißt mich Meister aus meinen Gedanken, »ist einfach zu merken. Jahr, Monat, Tag eurer Ankunft sowie die soeben genannte Nummer.« Er bleibt vor meiner Nachbarin zur Rechten stehen. »Also, wie heißt du?«

»2098-12-01-8«, erklärt sie ohne zu zögern.

»Sehr gut, kleine Fotze.« Er wendet sich an mich. »Und wie ist dein Name, Gefangene?«

»Julia-Jacqueline Simoni«, erwidere ich leise. »So haben mich meine Eltern getauft. Julia-Jacqueline Simoni.«

Neben mir bricht Unruhe aus, während Meister die Augen zusammenkneift. »Du bist wohl schwer von Begriff, Simoni. Was sagte ich gerade über ...« Er hält inne und nimmt seinen PA zur Hand. Sein Blick wandelt sich. Die Wut weicht Erstaunen.

»Scheiße, ich will verdammt sein«, nuschelt Meister schließlich. »Julia-Jacqueline Simoni, die *Raubkatze des Molochs*. Dachte nicht, dass sie *dich* am Leben lassen. Nach all den Morden, die auf dein Konto gehen. Wie viele waren es?«

»Genug. Zu viele, um mich an den Strick zu bringen. Der Richter meinte, fünf Minuten am Galgen zu zappeln würde meinen Taten einfach nicht gerecht. Also schickte er mich lebenslang auf die Insel.«

Meister strahlt. Etwas sehr Böses funkelt in seinen Augen. »Der Richter ist ein kluger Mann, Simoni. Er weiß, wie wir Schlampen wie dich behandeln. Du wirst nicht nur einen Tod sterben, sondern viele. Also noch einmal – *wie* ist dein Name?«

»Julia-Jacqueline Simoni. Ich lasse mich nicht von dir auf eine Nummer reduzieren, 2098-12-01-2.«

Verwirrt lässt er die Peitsche abermals auf seine Hand niedersausen. »Was soll das?«, fragt er dabei leise. Etwas Drohendes liegt in seiner Stimme.

»Jahr, Monat und Tag meiner Ankunft sowie die Anzahl der Arschlöcher, die ich getroffen habe. Du bist das Zweite nach dem Captain des Luxusliners hinter dir.«

Er schlägt zu. Die Riemen der Peitsche klatschen auf meine Schulter. Ein glühender Schmerz durchzuckt mich, der Stoff des dünnen, nassen Oberteils reißt.

»Du solltest vorsichtig sein, Simoni. Niemand hier kümmert sich um das Schicksal einer dreckigen Killerin. Wir könnten dich wie eine räudige Katze ersäufen, und es würde zu Hause keinen kümmern. Du bist Abschaum. Eine psychopathische Bestie. Aber hier werden wir dich unter Kontrolle halten.«

Meister geht weiter. Offenbar hebt er sich den Rest seines Monologs für später auf.

»Bist du wirklich Jay-Jay Simoni?«, wispert 2098-12-01-8 voll Ehrfurcht. »Ich hörte, dass du denen in die Falle getappt bist. Aber nicht, dass sie dich auf die Insel geschickt haben.«

Eine Antwort erhält sie nicht, da sich Meister wieder meldet.

»Baracke elf – bereit für die Inhaftierung. Wir marschieren jetzt zum Lager. Dort kommt ihr in die Med-Baracke. Ihr zieht euch aus, werft eure Kleidung in einen großen Behälter mit Säure und duscht erst einmal. Anschließend schaut ein Arzt nach euch, ihr bekommt eine Garnitur Häftlingskleidung und einen Schlafplatz in *Villa Elf*. Essen jeden Tag um sieben, zwölf und fünf. Wer zu spät kommt, muss hungern. Wir halten jeden Tag mindestens drei Appelle ab. Fehlt einer, wird die Baracke bestraft und der Fehlende diszipliniert. Wer Häftlinge angreift, wird diszipliniert. Wer einen Wärter oder Bediensteten angreift, wird beim ersten Mal diszipliniert, beim zweiten Mal gehenkt.« Er schaut in meine Richtung.

Soll ich das als Aufforderung verstehen?

»Die Zeit im Lager steht voll zu eurer Verfügung. Bei uns muss man nicht arbeiten, nicht irgendwelchen dämlichen Beschäftigungen nachgehen und nicht aufmucken. Bücher gibt es keine, Multiplex gibt es keinen und Magazine sowieso nicht. Sport ist verboten, Glücksspiel ebenso. Ihr habt viel Zeit, um über eure Missetaten nachzudenken. Ach ja – Fluchtversuche werden mit dem Tode bestraft.«

Sein gehässiges Lachen beendet seine Anrede. Zwei weitere Wächter tauchen auf und scheuchen uns in Reih und Glied, nach

wie vor gefesselt, einen schmalen Weg entlang. Wir passieren hohe Büsche und Sträucher, Palmen und Erdwälle.

Dann, auf dem Gipfel, sehen wir es – das Lager.

Zwanzig Baracken. Jeweils fünf bilden eine Einheit, was auch durch ihre Anordnung zu einem Pentagramm dokumentiert wird. Die Einheiten selbst bilden einen Kreis, in dessen Mitte sich zwei Häuser befinden. Fünf große Kreuze ragen in den Himmel. Zu meinem Entsetzen hängt an einem eine junge Frau. Sie ist mit Stricken befestigt, nicht mit Nägeln. Ihr nackter Oberkörper glänzt braun und nass.

Meister, der meinen Blick bemerkt haben muss, kommt zu mir. »Das ist eine der Methoden, euch Fotzen zu disziplinieren. Acht, 16 oder 24 Stunden am Kreuz schaffen jede. Anschließend ist sie für ein paar Wochen so zahm wie ein Lämmchen. Allerdings ist das noch nicht alles, was wir zu bieten haben. Wie ich dich einschätze, wirst du bald jede Disziplinarstrafe am eigenen Leib probiert haben.«

»Dann freu dich, *zwo*. Wie ich dich kenne, stellst du dich unter das Kreuz und wichst deinen kümmerlichen Schwanz, während die Frau über dir leidet. Dir macht das richtigen Spaß.«

Er holt aus, schlägt mich aber nicht. Stattdessen schenkt er mir ein maliziöses Lächeln. »Gratulation, Simoni. Normalerweise dauert es ein paar Tage, bis sich jemand die erste Disziplinierung einhandelt. Du hast es schon jetzt geschafft. Leider haben Frischlinge eine Schonfrist und dürfen erst nach einer Woche ans Kreuz. Aber die Peitsche, die dürfen sie von der ersten Sekunde an schmecken. Zehn Hiebe, nachdem die Formalitäten erledigt sind. Ich lasse alle antreten, damit sie dich schreien hören und zappeln sehen.«

»Schlägst du mit links? Mit rechts bist du bestimmt anderweitig beschäftigt.« Obwohl eine Eisenklaue mein Herz zu umschließen scheint, lasse ich es mir nicht anmerken. Eine Regel meines Lehrmeisters – *Gefühle zu zeigen ist fatal. Zeige keinem deine Angst, deinen Schmerz, deine Verletzlichkeit*. Er sagte sie mir nicht nur, sondern prügelte sie in meinen Körper hinein.

Das Grinsen verschwindet aus seinem Gesicht. Er stapft davon, bleibt dann aber noch einmal stehen. »15«, heult er. Seine Stimme klingt noch schriller.

»Bravo«, spottet Nummer 6 hinter mir. »Das war eine echte Glanzleistung. Legst dich mit einem Mann wie Meister an. Dabei sitzt er immer am längeren Hebel.«

»Ach?«, erkläre ich nur. »Nicht dein erster Aufenthalt auf der Insel?«

Sie grient. »Doch. Aber nicht meine erste Haft. Manche Regeln sind überall gleich. Verstehst du?«

Auch sie bekommt keine Antwort. Vermutlich hat sie ohnehin recht. Was weiß ich schon von Haft, Wärtern und all dem Rotz? Nur, was man auf K-Live erzählt bekommt.

In der Med-Baracke ziehen wir uns aus und werfen die Kleider in ein riesiges Fass mit Säure. Stinkender Qualm steigt auf, als der Stoff das Zeitliche segnet. Wir stinken, wir sind dreckig und wir brauchen dringend einen Schluck Wasser. Die Dusche verspricht Erfüllung all unserer Bedürfnisse.

Kalt ist uns nicht. Die Temperatur auf der Insel beträgt gut vierzig Grad. Aber wir sind zu ausgetrocknet, um zu schwitzen.

Die Wärter starren zu uns. Sie grinsen, mustern unsere Brüste und unser Intimstes. Einer, ein Jüngling von vielleicht zwanzig oder einundzwanzig Jahren, glotzt mir völlig ungeniert zwischen die Beine. Seine Hose bekommt eine Beule. Ohne sonstige Regung spreize ich meine Schenkel etwas. Er schluckt.

»Und Kleiner? Noch nie eine nackte Frau gesehen? Muss das Paradies sein, gleich 25 von uns vor dir zu haben.«

Unsere Blicke treffen sich, ehe er sich rasch abwendet. Meister tritt von hinten an mich ran.

»Mach so weiter, Simoni. Mach so weiter und du landest schneller am Kreuz, als du schauen kannst. Für dich machen wir eine Ausnahme, das schwöre ich dir.«

»Kannst es gar nicht erwarten, mich da oben zu sehen, oder? Bist du immer ein sadistisches Arschloch oder nur im Dienst?«

Er zieht mir die Peitsche über. Der Schmerz frisst sich durch meinen Körper. *Keine Gefühle zeigen.*

»So, die Damen.« Eine Stimme erklingt, freundlich und warm. Sie kommt von einem Mann im weißen Arztkittel. »Dann mal vorgetreten unter die Dusche. Es gibt genug Plätze, ihr könnt alle gleichzeitig. Seife liegt bereit.«

Es ist eine Wohltat, den Schweiß und Dreck vom Körper zu bekommen. Doch kaum berührt die Waschlotion gewisse Stellen meiner Haut, brennt es wie die Hölle. Wir sind wund vom Sitzen in unserer Scheiße und Pisse, wund von den harten Bänken und wund von den Splintern, die durch die Hosen in unser Fleisch gedrunken sind. Bei Nummer 6 läuft Eiter aus einer hässlichen Pustel am Hintern. Er ist grün und stinkt. Bei mir ist es nicht so schlimm. Obwohl auch meine Haut aufgeplatzt ist, an manchen Stellen rote, entzündete Flächen zeigt. Selbst meine Schamlippen scheinen angegriffen, denn sie brennen.

Wir waschen uns, trinken dann aber von dem Wasser. Unser Körper nimmt die Flüssigkeit dankbar an. Schon fühle ich mich wie ein Schwamm.

Plötzlich versiegt der Strom. Wir starren hinauf zu den Hähnen. Wir würden gerne mehr trinken, kommen doch gerade erst auf den Geschmack. Aber die Brausen geben nichts mehr her.

Eine Assistentin des Arztes erscheint und verteilt Handtücher. Ein Lichtblick – eine Frau. Aber sie schaut genauso spöttisch wie die Männer. Sie verachtet uns, wie uns hier jeder verachtet. *Wir sind keine Menschen mehr.*

Noch während wir uns abtrocknen, muss die erste zur Untersuchung. Sie geht in einen Raum, die Tür fällt ins Schloss. Kurz darauf hören wir sie wimmern und stöhnen. Als sie wieder zu uns kommt, laufen Tränen über ihr Gesicht. Doch sie sagt nichts, sondern geht stumm zur Assistentin, die ihr mit einem hämischen Grinsen eine Hose, ein Oberteil und Sandalen gibt. Keine Unterwäsche, keine Socken. Nur eine dünne Hose und ein noch dünneres Shirt. Es erinnert an die Kleidung, die Delinquenten bei ihrer Exekution tragen. Während sie am Strick zappeln, in die Hose pinkeln und so den zahllosen Zuschauern vor den Multiplex-Geräten einen gute Show bieten.

Auch die anderen Frauen geben Geräusche von sich, während sie untersucht werden. Die Kontrolle dauert knapp zehn Minuten. Sie alle kommen betreten und weinend aus dem Raum. Nummer 6 hat immerhin einen Verband auf ihrer eiternden Stelle. Also wird etwas für uns getan. Dennoch ist meine Angst groß, als ich hineingehe.

Der Arzt lächelt mich an, notiert etwas und befiehlt mir, mich bäuchlings auf einen Tisch zu legen. Er schließt Metallringe um die Hand- und Fußgelenke, betätigt einen Hebel und plötzlich werden meine Arme und Beine gespreizt. Es geschieht so rasch, dass mir ein harter Ruck durch die Glieder fährt. Kurz darauf dringt etwas hart in meinen Darm ein, dann in meine Pussy. Er wühlt in ihr herum, als wolle er auf Gold oder Öl stoßen.

»Sauber«, erklärt er dann, schmiert eine Salbe auf meine entzündeten Stellen und heißt mich aufzustehen. Er schaut in meinen Mund, hört meine Lunge ab und fragt, ob ich schwanger sein könnte. Anschließend jagt er mir eine Spritze in den Arm. *Vitamine und Mineralstoffe*, wie es heißt. Damit mein Körper die Strapazen der Überfahrt besser verkraften würde.

Ist er ein perverser Wichser? Oder ein Mann, der seinen Job ein bisschen härter macht, als es sein müsste? Wirklich gefoltert hatte er mich nicht, obwohl sich ihm die Chance dazu bot.

Als ich gehe, starren mich die anderen fragend an. Sie hatten kein Wort von mir gehört. Selbst wenn der Schmerz unerträglich wird, halte ich den Mund. Ein Mechanismus in meinem Oberstübchen, über Monate eingebläut. Schmerz – dann Klappe zu und verdrängen. Wenn es gar nicht geht, kontrolliert abfließen lassen. Etwa wie das Aufsagen eines Gedichts.

*Der Tag, der Tag, wie ich ihn mag,
hat noch nicht begonnen.
Doch dann, doch dann, bald irgendwann,
ist die Zeit verronnen
Die Nacht, die Nacht, hat mir gebracht,
was ist gekommen?*

Und nun, und nun, ist zu tun, hab den Ruf vernommen.

[Fußnote 1]

Die Kleidung, die mir die Assistentin gibt, passt nur mäßig. Immerhin verdeckt sie meine Blöße. Aber gerade, als ich sie anziehen will, erscheint Meister.

»Lass sie aus, Simoni. Die Peitsche kostet man bei uns nackt. Wir wollen doch nicht, dass Blut auf die gute Wäsche fließt.« Sein sardonisches Lächeln lädt dazu ein, ihm seine Zähne aus der Schnauze zu schlagen. Aber das würde mich vermutlich an den Galgen bringen. Also lass ich es und nicke nur.

Zwei seiner Untergebenen erscheinen und eskortieren mich zu einem Andreaskreuz inmitten des Rundes zwischen den Baracken. Mein Herz rast. Meine Hände werden feucht. Dennoch bleibe ich äußerlich gelassen. Auch, als sie mich mit den Armen und Beinen an die Balken ketten. Die Sonne brennt von links oben auf mich nieder. Sie erhitzt meine Haut.

Ein Signal erklingt; schrill und durchdringend. Türen werden aufgestoßen und plötzlich stehen über hundert Personen in der Hitze und starren mich an. Die Gefangenen sind angetreten. Aber noch dauert es, bis die Show beginnt. So zumindest glaube ich, denn noch sind nicht alle meine Leidensgenossinnen untersucht. Aber es zeigt sich, dass der Arzt eine Pause einlegt. Er kommt zu mir und bleibt links von dem Kreuz stehen. Offenbar werden die Delinquentinnen während der Auspeitschung medizinisch überwacht.

»2098-12-01-7 wurde heute hierhergebracht. Seit sie die Insel betreten hat, zeigt sie sich aufsässig und rebellisch. Leider müssen wir daher bereits jetzt ein Exempel statuieren.« Meister klingt glücklich. Er darf mich peitschen, darf seinem Hass und seinem Sadismus freien Lauf lassen.

Die Frauen schauen mich unverwandt an. In manchen Gesichtern glaube ich, so etwas wie Mitleid zu erkennen. In anderen einen Schuss Häme. Einige scharren auch nervös mit den Füßen im Sand.

»2098-12-01-7 wurde zu 15 Hieben verurteilt. Die Strafe wird nun vollstreckt.« Wieder schnappt die Stimme des Mannes über.

Ein Lufthauch streift mich. Dann klatschen die Lederriemen das erste Mal auf meinen Rücken. Der Schmerz scheint durch mich hindurchzugehen. Meine Augen beginnen zu tränen. Doch kein Laut verlässt meine Lippen.

»Eins«, ruft Meister.

Eins, antworten die 124 Frauen vor mir artig.

»Vierzehn«, sage ich. Es lenkt mich von der Angst und dem Schmerz ab und ärgert den Pisser hinter mir. Warum soll nur er seinen Spaß haben?

Wieder schlägt er zu. Vor meinem geistigen Auge sehe ich die Haut in Fetzen gehen. Aber noch fließt wohl kein Blut.

»Zwei.«

Zwei.

»Dreizehn.«

So geht es weiter. Nach sieben Hieben verlässt mich mehr und mehr die Kraft. Meine Seele würde gern den Schmerz hinausbrüllen. Doch etwas in meinem Kopf verhindert es. Eine Sperre, die ich nicht überwinden kann. Egal wie groß der Schmerz auch immer sein wird. Auch *wenn* jetzt das Blut läuft. Es rinnt über meine Haut. Ich sehe es unter mir. Tropfen, dann eine kleine Lache. Zudem treffen die Lederriemen nicht nur meinen Rücken, sondern auch den Hintern und die Oberschenkel.

Schrei, Jay-Jay. Mach den Mund auf und schrei! »Der Tag, der Tag, wie ich ihn mag, hat noch nicht begonnen. Doch dann, doch dann, bald irgendwann, ist die Zeit verronnen.«

Meister hört meine herausgepressten Worte. Bisher muss es für ihn ein frustrierender Vollzug sein. Weder wimmere ich, noch zappele ich am Andreaskreuz. Ich rezitiere nur ein Gedicht. Was nach außen wie größte Duldsamkeit aussieht, ist in Wahrheit größte Not.

Er schlägt wieder zu. Der Hieb übertrifft die Vorangegangenen. Mein Leib biegt sich etwas, Wellen der Übelkeit schießen durch mich hindurch. Der Arzt tritt an mich heran und schaut mir ins Gesicht. Er steht ungünstig.«

»Weg«, wispere ich.

»Nicht in diesem Ton«, bellt Meister und holt aus. Noch immer steht der Arzt dort. Sein Pech, denn noch ehe der Schlag

kommt, spritzt es aus mir heraus. Galle und Wasser, denn gegessen haben wir schon lange nichts mehr.

Der Arzt springt angewidert zur Seite. Er funkelt mich wütend an, nickt aber dann. Als Meister nach meinen Haaren greift, um meinen Kopf in den Nacken zu ziehen, schreitet er ein. »Sie hat mich gewarnt. Ich habe es nur nicht verstanden.«

Meister lässt mich los, drischt aber wieder auf mich ein. Mein Bewusstsein driftet davon. Ein seltsamer Schwebезustand setzt ein, der die Pein dämpft. Berühren meine Füße noch den Boden? Hänge ich noch am Kreuz?

Der zwölfte Schlag scheint mich über eine Schwelle zu katapultieren. Meine Haarspitzen vibrieren, eine Explosion scheint jede Nervenfasер in meinem Körper zu erfassen. Die Welle endet in meinem Unterleib. Durch den Nebel hindurch spüre ich es kommen. Der Schmerz des dreizehnten Schlages ist nichts gegen die Geilheit, die mich zucken lässt. Worte kommen aus meinem Mund. Sie ergeben wohl keinen Sinn mehr. Aber es sind auch keine Schreie.

Noch zweimal schlägt Meister zu. So, als würde ich neben mir stehen, nehme ich es war. Dann läuft etwas Kaltes über meinen Rücken. Für einen Moment tut es gut. Doch schon im Nächsten erfasst mich eine Qual, die alles zuvor in den Schatten stellt. Es stinkt nach Essig. Die Pein ist so groß, dass sie mich zurück ins Bewusstsein reißt. Von der gerade empfundenen Lust bleibt nichts mehr. Meine Beine geben nach, mein Mund öffnet sich. *Jetzt*, denke ich. *Jetzt musst du schreien*.

Ein paar Sekunden verharre ich, dann fallen die Klappen. Offenbar hat mein Bewusstsein beschlossen, dass es Zeit für eine kleine Ohnmacht ist.

»Ich habe noch niemanden gesehen, der 15 Hiebe aushält, ohne auch nur einmal zu stöhnen. Das war der pure Wahnsinn. Meister kochte vor Wut, weil sie ihm einfach keine Genugtuung bot.«

»Stimmt. Aber sie ist ja auch Jay-Jay Simoni. Mit ihr wird hier kein Wärter spielen können. Sie ist hübsch, nicht wahr? Sieht nicht aus wie eine Profikillerin, die über sechzig Menschen

ermordet haben soll. Und das auf teils grauenvolle Art und Weise.«

»Hatte mir sie immer ganz anders vorgestellt. Älter, und nicht so ... weiblich. Eher wie ein Typ mit grobschlächtigem Gesicht und so. Kein Wunder, dass sie die erst mit viel List geschnappt haben.«

Jemand streicht über meinen Kopf. Durch den Nebel der Bewusstlosigkeit nehme ich es wahr. So wie ich auch die Worte vernommen habe. Zwei Frauen, die sich leise über mich unterhalten.

Ein leises Seufzen kommt über meine Lippen. Helligkeit blendet mich, etwas Weiches liegt unter mir.

»Sie wird wach. Also hat sie es überstanden.«

Wieder werde ich berührt, diesmal auf dem Rücken. Schmerzwellen strahlen aus. »Nicht anfassen.«

Mein Mund fühlt sich wieder trocken an.

»Wir müssen dich anfassen. Der Doc ließ eine Salbe da, damit die Wunden heilen. Außerdem hält es die Fliegen fern. Beiß besser die Zähne zusammen, Jay-Jay.«

Es klingt vernünftig. Also lasse ich sie gewähren. Auch wenn mir alles andere lieber wäre.

»Ist sie wach?«, ruft jemand aus dem Hintergrund. Der Stimme nach zu urteilen ist es *Acht*.

»Nein«, ruft die Frau neben mir. Sie beugt sich vor und grinst mich an. Kurze Stoppelhaare, dunkelbraune Haut und hell blitzende Augen. »Hey. Mein Name ist Patricia. Bin deine Bettnachbarin.«

Ihr Gesicht verschwindet wieder, während sie mich vollends einreibt. Dafür erscheint ein zweites Gesicht. Weiße Haut, blonde Haare, große Augen. »Und ich bin Cindy. Auch deine Bettnachbarin. Schön, dich bei uns zu haben, Jay-Jay.«

Was daran schön sein könnte, erschließt sich mir nicht. Aber da sie sich um mich kümmern, können sie es ruhig noch eine Zeit lang *schön* finden.

»Hast dich tapfer gehalten. Es gibt wohl keine Frau in diesem Block, die keinen Respekt vor dir hätte. Aber du brauchst eine

Auszeit. Halte dich von der Peitsche fern. Sonst schlägt er dich tot. Noch einmal Fünfzehn hält dein Körper nicht aus.«

Patricia klingt zu meinem Erstaunen besorgt.

»Hey«, ruft *Acht*, »sie ist ja doch wach.« Schritte erklingen.

Kurz darauf schaut mich meine Schlangennachbarin an. »Hallo Julia-Jaqueline. Wie geht es dir?«

Patricia und Cindy stöhnen unisono. Eine noch dämlichere Frage hätte die Kleine kaum stellen können. Ich frage mich, was jemand wie sie überhaupt ausgefressen haben könnte, um hier zu landen. *Acht* ist noch grün hinter den Ohren und müsste Welpenschutz genießen.

»Toll«, gebe ich sarkastisch zurück. »Könnte mir kaum besser gehen. Ich steh drauf ausgepeitscht zu werden. Da komme ich so richtig in Fahrt.« Mir fällt ein, dass dies tatsächlich geschehen ist und denke darüber nach. Schmerz und Lust liegen doch verdammt dicht beieinander.

»Fertig. Kannst du dich aufrichten?«, will Patricia wissen. Sie hilft mir und hält mich, als mein Kreislauf rebelliert.

Zum ersten Mal sehe ich sie in voller Pracht. Ihr Shirt ist durchgeschwitzt, die Hose schmutzig. Dennoch sieht sie hübsch aus. So wie Cindy, die einen etwas gepflegteren Eindruck macht. Aber das liegt wohl an der frischeren Kleidung. Schwitzen tun beide.

»Du bist also die *Raubkatze des Molochs*. Jemand aus deiner Gruppe meinte, sie hätten dir eine Falle gestellt. Stimmt das?« Patricia schaut mich erwartungsvoll an.

»Ich wurde verraten und habe eine klare Vorstellung davon, wie das lief. Plötzlich schaute ich in die Mündung von zehn oder elf Explosiv-Gewehren. In meiner Fantasie hatte ich dieses Szenario oft durchgespielt und war stets dabei umgekommen. Im realen Leben hatten sie mich noch ehe meine Hand nach der Waffe greifen konnte.«

»Weißt du, wer dich ans Messer geliefert hat?« Auch Cindy scheint sich nun an der Unterhaltung beteiligen zu wollen.

»Sagen wir so – ich habe da einen starken Verdacht. Sollte mir das Schicksal gnädig sein und ich von dieser Insel runterkommen, werde ich es überprüfen und geeignete Maßnahmen ergreifen.«

Ein Lachen ist zu hören. Diese Vorstellung scheint bei den Frauen um mich herum für Heiterkeit zu sorgen.

»So, wie du diesen Typen aus der Vorstandsetage von Chico *behandelt* hast? In der Zeitung stand damals, dass es seit dem finsternen Mittelalter keine derart grausame Tat mehr gegeben hätte. Du hast seine Därme aus ihm gezogen und sein Blut getrunken, ehe er endlich starb.«

»Ich habe von seinem Blut getrunken, *während* er starb. Jemand meinte, das sei gut. Würde einem Kraft verleihen. Vielleicht half es ja.«

»Shit«, wispert Patricia und weicht etwas zurück. Ihr Gesicht drückt Abscheu aus. »Ich dachte ... ich dachte immer, das wären alles Schauermärchen. Lügen, um dich als Bestie hinzustellen. Aber du ... du hast das ... *alles* getan?«

»Jede einzelne Story ist wahr.« Vorsichtig bewege ich mich, greife nach meinen Kleidern und ziehe sie über. »Gab den Wichsern von der Presse keine Chance, mich mit Lügen zum Monster zu machen. Ich war eines, und sie konnten bei der Wahrheit bleiben.«

»Gott.« Cindy wird bleich. Sie geht zu ihrem Bett und lässt sich auf die Matte fallen. *Acht* verschwindet.

Nur Patricia bleibt in meiner Nähe. »Warum?«, will sie wissen. »Ich meine – was macht eine Frau zu dem, was du ... bist.?«

»Das Leben. Kann nicht behaupten, auf Rosen gebettet worden zu sein. Ganz im Gegenteil.« In Zeitlupe lege ich mich auf mein Bett. Nicht auf den Rücken, denn das könnte ich nicht ertragen. Die Striemen brennen. Selbst das Oberteil reibt bereits zu sehr. Am liebsten würde ich mich in ein Bad aus Nährlösung legen. Aber solche Bäder gibt es nicht mehr. Oder es gibt sie wieder, und ich weiß nichts davon.

Kann auch sein.

Mein Blick huscht über die fragenden, schockierten Gesichter meiner Bettnachbarinnen. Wir kennen einander nicht. Dennoch erzähle ich ihnen meine Story. Wir haben nichts anderes zu tun. Und was ich ihnen erzähle, wird sie eine ganze Zeit lang beschäftigen; dessen bin ich mir sicher. Zudem stellt es einiges klar. Das ist wichtig, denn vor mir liegt noch eine lange Zeit in

diesem verdammten Lager. Soll keiner denken, er würde mich kennen, mit mir umgehen oder gar meine Freundschaft suchen können. Solche Dinge sind nicht in meinem Kopf drin. *Nicht Teil meines Programms*, wie man bei Computern oder PAs sagen würde. Niemand will mit einem Monster befreundet sein.

Kapitel 3 – Zuchtstation Zacharia 3/ Abteilung F

Moloch – 12.10.2091/ 18:00 Uhr

Die Station lag tief unter dem Gebäude eines postmodernen Baus. Vom Keller aus noch zehn Meter runter. Massiver, grauer Beton sowie eine dröhnende Klimaanlage, die Sauerstoff in die Gänge und Zellen pumpte. Kein Tageslicht, keine natürliche Helligkeit. Nicht einmal Bilder, die das Grau in Grau aufbrachen. Nur grelles, kaltes Neonlicht.

Die Menschen dort konnte man in zwei Gruppen aufteilen – Wissenschaftler und Laborratten. Ich gehörte zu den Ratten.

Als mich jemand in einer leeren Bude im 101. Bezirk fand, war ich gerade mal zwei Jahre alt und hatte seit Tagen nichts mehr gegessen oder getrunken. Meine Mutter hockte nackt und tot, mit weit gespreizten Schenkeln und kleinen Klemmen in den Nippeln im Sessel; gestorben an einem Kopfschuss. Ihr letzter Freier musste sie liquidiert haben.

Mein Vater war unauffindbar. Erst später erfuhren die Sicherheitsbeamten, dass ich keinen Vater hatte. Ein Kunde meiner Mutter hatte mich gezeugt. Vermutlich wusste der Penner nicht einmal, dass er eine Tochter hatte. Mama, so erfuhr ich später, hatte sich jedem hingegeben, der ihr zwanzig oder dreißig Credits zahlte. Dafür ließ sie alles mit sich machen; bis hin zu den perversen Spielchen mit Urin und anderen Exkrementen.

Im Moloch kommen Waisen in verschiedene Heime. Diese Unterkünfte sind die Hölle, mit spätestens zehn oder zwölf haut man ab. Aber die Kids dort werden nur selten misshandelt, noch seltener missbraucht und sie bekommen drei Mahlzeiten am Tag.

Mir blieb dieses Glück verwehrt.

Aus einem mir nicht näher bekannten Grund brachten sie mich in die *Forschungsstation Zacharia 3, Abteilung F – für Frauen*. Dort sperren sie mich mit zwei Affen zusammen in einen großen Käfig und beobachten mich.

Wie reagiert die Kleine auf Hunger?

Wie reagiert sie auf Durst?

Und auf Schmerz?

Auf Frust?

Auf Freude?

Auf Wut, Hass, Gleichgültigkeit, Qual?

Vermutlich wussten sie in dieser Zeit noch nicht so richtig, was sie mit mir machen sollten. Manche Affen wurden nach ein paar Monaten erschossen und vielleicht drohte mir dieses Schicksal auch.

Doch dieser Plan wurde, so er denn existierte, nie in die Tat umgesetzt. Also wuchs ich heran. Ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre.

Mit sechs lebte ich noch immer in dem Käfig, inzwischen mit neuen Affen. Ich schwang mich behände von Ast zu Ast und lauste sie, wie sie mich lausten. Wir teilten uns die Nahrung und aus meinem Mund kamen seltsame Laute.

Vielleicht erschreckte es die Wissenschaftler. Ein Affenmädchen war vermutlich nicht das, was sie aus mir hatten machen wollen. Daher trennten sie mich von meinen Freunden und begannen mich menschlich zu erziehen. Sie brachten mir das Sprechen bei, begannen mit Schulunterricht und hatten Freude daran, auch weiterhin meine Reaktionen auf Schmerz und Frust zu erproben. Wobei ich bezweifle, dass sich diese Reaktionen stark von jenen früherer Experimente unterschieden. Aber es machte ihnen Spaß, und so taten sie es.

Eines Tages, ich war inzwischen zwölf, erschien ein junger Mann in Uniform vor meinem Käfig. Er schaute mich eine ganze Weile an, ehe er den Wissenschaftlern zunickte. Es war das erste und einzige Mal, dass ich meine Peiniger wirklich fröhlich erlebte. Zur Feier des Tages verpassten sie mir ein paar Elektroschocks und schickten einen sexuell frustrierten Gorilla zu mir hinein, der mich vergewaltigte. Es geht nichts über einen zärtlichen Liebhaber für das *Erste Mal*.

Doch dies waren nicht die einzigen Folgen des Besuchs.

In den Tagen darauf fingen sie an, mich intensiv zu trainieren. Seil rauf, Seil runter, Flur rauf, Flur runter. Schneller, höher, weiter. Lauf, kleines Äffchen. Beweg dich. Wir wollen, dass du die

hundert Meter in unter zehn schaffst. Gelingt es dir, bekommst du ein Stück Schokolade. Wenn nicht, küsst dich der Schock-Stab.

Es gab wenig Schokolade und viele Elektroschocks für mich.

Das Schlimmste aber war das Psychotraining. Nicht weinen, nicht schreien. Was immer passiert – halt die Klappe.

Nadeln drangen in mein Fleisch ein.

Nicht schreien.

Sie stachen mir in die Schamlippen und in die Clit.

Nicht schreien.

Sie drückten mich unter Wasser.

Nicht zappeln, sondern konzentrieren.

Sie zeigten mir Bilder meiner toten Mutter.

Nicht weinen.

Die toten Affen, mit denen ich gespielt hatte.

Nicht weinen.

Sie ließen den frustrierten Gorilla auf mich los.

Nicht schreien, nicht wimmern.

Sie drohten mir grausame Schmerzen an.

Keine Angst, keine Panik. Cool bleiben und kontrolliert agieren. Wenn die Schmerzen kommen – Klappe halten. Wenn alles nichts mehr hilft – kanalisiere deine Empfindungen. Sage ein Gedicht auf. Das lenkt ab und hilft.

Obwohl ich glaube, dass es sich dabei um einen Scherz des Wissenschaftlers gehandelt hatte. Aber es funktionierte.

Zwei Jahre dauerte es, bis mich wirklich nichts mehr erschüttern konnte. Zumindest nicht äußerlich. Was immer sie mit mir taten, sie hörten keinen Laut von mir. Außer sie stimulierten mich sexuell. Geschah dies, brach es aus mir heraus wie aus einem Vulkan. Alle angestauten Gefühle fanden dort ihr Ventil.

Zumindest das ließen sie mir. Mehr noch. Wenn du deinen Job erledigt hast, dann lass dich ficken. Anschließend geht es dir besser, Äffchen.

Als sie ihr erstes Ziel erreicht hatten, nahmen sie sich den nächsten Punkt vor. *Zerstöre Äffchens Moral und Abscheu.*

Wieder dauerte es zwei Jahre, bis ich auch den letzten Rest an Hemmungen verlor. Sie zeigten mir, wie man tötet. Auf einfache

und schnelle Art oder auf grausame, brutale und unmenschliche Weise. Als sie einen Delinquenten zu mir in den Käfig schickten, ließen sie mir die Wahl – schnell und effizient oder grausam.

Es dauerte drei Stunden, bis das Herz des Mannes aufhörte zu schlagen, und als sie ihn aus meiner Zelle holten, suhlte ich mich in seinem Blut. Ab diesem Moment gaben sie mir den Tarnnamen *Sechmeth. Grausam und unmenschlich* bedeutete für mich auch *sexuell stimulierend*.

Einer der Wissenschaftler wollte es mir austreiben. Die anderen meinten, es könne praktisch sein. Daher ließen sie es mir.

Am Ende der Ausbildung hatte ich das Wissen des Ersten Standes, die Kraft und Schnelligkeit einer Spitzensportlerin und die Kaltblütigkeit einer Killerin. Wenn man mich quälte, kam kein Ton über meine Lippen und wenn sie mir einen Delinquenten schickten, starb er wahlweise einen schnellen oder langsamen Tod; je nachdem, wie sie es mir sagten. Bis zu meinem Ausbruch wurden über zwanzig Verurteilte durch mich exekutiert; Männer wie Frauen.

An meinem 18. Geburtstag luden sie mich zu einem Gespräch. Wie eine Maschine war ich nun auf gewisse Dinge *programmiert*. Sie dachten, sie bräuchten mich nicht zu bewachen. Sie meinten, ich würde keine Gefahr für sie oder jemand anderen darstellen. Ja, sie waren der Überzeugung, sie hätten mich vollumfänglich unter Kontrolle.

Mein Ober-Peiniger legte mir in knappen Worten dar, wozu sie mich all die Jahre geplatzt hatten. Der K-Service, größtes Sicherheitsunternehmen der Stadt und im Besitz des *Konsortiums freier Wellen und Medien*, habe Interesse an meiner Mitarbeit. Ich würde eine Gesetzeshüterin werden, die auch in den gefährlichsten Situationen einen klaren Kopf behielte. Allein schon, weil ich meine Angst kontrollieren und somit Lösungen finden könne, die normale Sicherheitsbeamte nicht finden würden. Man wollte mich für die dreckigste, gefährlichste Arbeit. Dafür seien Gelder in meine *Entwicklung* geflossen. Nun wollte der K-Service das *Endprodukt*. Aus dem Äffchen sei letztlich eine Frau und Agentin des K-Service geworden.

Vielleicht war es sein überhebliches Grinsen. Oder seine selbstgefällige Art. Möglich auch, dass all die angestaute Wut ob der vielen Qualen den Ausschlag gab. Aber noch während er mich anschaute und auf eine Reaktion von mir wartete, griff ich nach einem schmucken, nur der Zierde dienenden Brieföffner auf seinem Schreibtisch und stieß ihm die Klinge durch die Brille und das linke Auge ins Gehirn.

Er zuckte und gab seltsame Laute von sich, während er starb. Speichel floss aus seinem Mund, seine Hände öffneten sich konvulsivisch. Etwas tiefer, und der Tod wäre schnell eingetreten. Aber sein Leiden erregte mich ein wenig.

Leider musste ich das Spiel beenden, da einer seiner Assistenten kam. Ich zog den Brieföffner zurück, sprang auf und wuchtete mich nach vorne. Tief drang die provisorische Waffe in die Brust des Mannes ein. Er schaute voll Unglauben zu mir, ehe ihn die Kraft verließ.

Anschließend musste ich mich noch einmal um die Augen des Chef-Wissenschaftlers kümmern. Ein Retina-Scanner kontrollierte den Ausgang, sodass ich einen seiner Augäpfel brauchte.

Die Flucht war ein Kinderspiel.

Niemand hielt mich auf, denn keiner sah mich gehen. Erst sehr viel später wurde Alarm ausgelöst. Zumindest erzählte das ein Wissenschaftler in K-Live, als er sich über meine Undankbarkeit aufregte. Sie hätten mir so viel Liebe gegeben, und ich ...

Es war ein seltsames Gefühl, nach 16 Jahren in die Freiheit zu treten. Der Moloch überforderte mich. Vermutlich wäre ich in eine Ecke gekrochen, hätte ich nicht dieses Training gehabt. Darum kam es anders. Ich suchte Schutz in einem alten Haus im Down Quarter, den Slums des Molochs. Dort verbarg ich mich in einer Wohnung, deren Bewohner die ersten Opfer außerhalb des Labors wurden. Ich verbrachte acht Wochen darin und schaute nahezu ununterbrochen Multiplex; finanziert vom Konsortium. *Jeder Mensch braucht eine Glotze. Wer sich keine leisten kann, bekommt Strom für den Multiplex und einen kleinen Apparat gestiftet.*

Ich lernte.

Nicht mehr das theoretische Wissen, sondern Praxis. Nachrichten, Filme und Werbung. Es war eine Offenbarung. Mein Hirn sog die Informationen auf, verarbeitete sie und bot mir ein völlig neues Weltbild als jenes, das ich bis dahin gehabt hatte.

Als ich das Haus verließ, um mich erneut dem Leben dort draußen zu stellen, war aus mir eine völlig neue Person geworden. Das zumindest bildete ich mir ein. In Wahrheit dauerte es verdammt lange, bis ich zu dem mutierte, was ich heute bin.

Wie und wo ich zum ersten Mal zur Auftragskillerin wurde und wie meine Karriere verlief, ist Geschichte. Es kann in jedem beschissenen Buch über die Kriminalität und die Gangster des Molochs nachgelesen werden [\[Fußnote 2\]](#). Darum spare ich mir das. Eigentlich ist es auch nicht wichtig. Langweilig, weil es eh jeder weiß.

Konzentrierten wir uns also lieber wieder auf die Gegenwart. Denn die ist beschissen genug.

Kapitel 4 – Camp der verlorenen Frauen

Pleasure Island – 05.12.2098/ 14:00 Uhr

Die Hölle ist nur zu Beginn grauenvoll. Hat man sich an die Lustbarkeiten in ihr gewöhnt, stumpfen die Sinne ab. Der körperliche Schmerz mag bleiben. Aber selbst an ihn gewöhnt man sich, wenn er einen regelmäßig heimsucht.

Vier Tage sind seit unserer Ankunft vergangen. Die Wunden auf meinem Rücken heilen, der Körper hat sich an die Hitze gewöhnt. Auch an das dünne Essen und die Untätigkeit, zu der wir verdammt sind. Meist ist es so warm, dass man nur auf dem Bett liegen kann. Alles andere ist unerträglich.

Die Wärter halten sich überwiegend in ihren Büros auf. Sie überwachen uns via Kameras, die überall im Lager verteilt an den Wänden prangen. Auch das Innere der Baracken wird auf diese Art kontrolliert. Sie brauchen ihre klimatisierten Räume nicht zu verlassen, um uns bei der Körperpflege zuzusehen oder uns beim Schwitzen und Nichtstun zu beobachten. Wären die Appelle und das Essen nicht, würde der Tag völlig ereignislos verlaufen.

Meine Ankunft im Lager hatte sich rasch herumgesprochen. Schon am ersten Tag kamen sie, um mich zu begaffen. So ging es weiter. Inzwischen hat es zum Glück nachgelassen, denn auch diese Sensation verlor rasch ihren Reiz.

Patricia unterhält sich mit Cindy, *Nummer acht* schluchzt in ihrem Bett und *Nummer sechs* erholt sich von fünf Peitschenhieben. Sie meinte, sich zu laut über das Essen beschweren zu müssen. Nun liegt sie auf dem Bett, bekommt den Rücken von *Nummer Neun* eingerieben und schwört, dass ihr das nicht mehr passiert.

Ich selbst habe überraschend eine kleine Freizeitbeschäftigung gefunden. Mein Blick ist nämlich starr auf eine Ratte gerichtet, die mich aus der hinteren Ecke der Baracke anfunkelt; über den Tisch hinweg, an dem ich sitze. Ihre tückischen Knopfaugen drücken Mordlust aus. Oder Hunger. Oder beides.

Scheiße, was weiß ich über Ratten? Vermutlich ist es nichts anderes als Angst. Die empfinden hier alle; selbst die Tiere.

Die Hitze in dem Wellblechbau ist heute unerträglich. Noch schlimmer als sonst. Über 50 Grad. Dazu so feucht, dass die Kleidung am Leib schimmelt. Insekten umschwirren mich. Einige wollen mein Blut und schenken mir im Gegenzug Malaria, andere werden einfach von meinem Geruch angezogen. Vielleicht glauben sie, es mit einem allmählich verrottenden Stück Fleisch zu tun zu haben. Etwas, das man nicht einmal ausschließen kann. Wer hier landet, der soll verrotten. Sonst hätten sie ihn ja nicht auf die Insel gebracht.

Manche sagen, die Insel sei schlimmer als der Tod. Sie sei eine perverse Form der Exekution, getarnt als lebenslange Haft.

Manche haben recht.

Der Strick mag unerbittlich erscheinen. Aber das ist *die Insel* auch. Es dauert nur viel, viel länger, bis sie einem das Leben aus dem Leib presst; jeden Tag ein bisschen mehr; wohl dosiert über Jahre. Damit man die Strafe auch richtig genießt.

Die Ratte starrt mich noch immer an. Fast ist es, als könne ich ihre Panik riechen. Sie hockt in der Ecke und kann nicht weg. Mein Blick hält sie. Ihr Schwanz zittert, ihre Barthaare flirren aufgeregt. *Sie wird angreifen.*

Obwohl sie einfach davonlaufen könnte, tut sie es nicht. Als wäre sie hypnotisiert, muss sie mich fixieren. Ginge sie, wäre es mir egal. Doch ein Zwang hält sie. Jener Zwang, der sie zum Angriff treiben wird.

Wir sind alle Ratten, zuckt es durch meinen Kopf. Beschissene Ratten in einem noch beschisseneren Gefängnis, das sie 'Pleasure Island' nennen. Was für ein Hohn.

Die Vorderbeine der Ratte zucken. Sie ist ein widerliches, graues Biest. Ihre Vorderzähne sind eigentümlich lang. Ihr Schwanz und ihre Ohren sind nackt, der Rest dicht behaart.

Schwitzen Ratten? Sie sieht nicht nass aus. Trotz der hohen Temperatur und trotz der Tatsache, dass sie sich nicht bewegt.

Komm schon, denke ich und versuche, ihr die Aufforderung telepathisch zu übermitteln. *Komm schon, du kleiner Scheißer und spring mich an. Du oder ich – dann haben wir es hinter uns.* Natürlich

empfängt sie meine Botschaft nicht. Telepathie ist nichts als Hühnerkacke. Obwohl das Paranormale in der Zeit einen Aufschwung erlebte, in der sie mich fassten und hierher schafften. Ob es noch immer so ist, weiß ich nicht. Kümmert mich auch nicht. Kann dem Dreck ohnehin nichts abgewinnen. Obwohl die Insel ein Schmelztiegel ist. Die Gefangenen kommen aus verschiedenen Ländern hierher. Ein paar Afrikanerinnen brachten Voodoo zu uns, dann haben wir noch Moslems, Pagan, Wicca-Hexen und ein paar Spinner, die sich ihren eigenen Glauben gebastelt haben. Christen sind auch vertreten. Daneben dann solche wie ich – wir glauben an gar nichts.

Komm schon, spring mich an. Du kannst es. Ein Sprung aus der Ecke, und schon hängst du mir an der Kehle.

Ihr Leib zittert, ihre Augen bewegen sich aufgeregt – dann springt sie wirklich. Dabei reißt sie ihr spitzes Maul auf, um ihre zu langen Zähne in die Kehle zu rammen.

Meine Faust erwischt die Ratte, noch ehe sie mich erreicht. Ein hohes, schmerzzerfülltes Quieken erklingt, das Vieh wird zurück gegen die Wand geschleudert, prallt gegen das Blech und rutscht daran herab. Sie schüttelt sich und will weg, aber diesmal ist es an mir aufzuspringen. Einigermaßen elegant schliddere ich über den Tisch, strecke meinen Fuß aus und schaffe es, die Ratte gegen die Wand zu pressen. Sie schreit auf, ihre Beine zappeln und mit der Schnauze versucht sie, in meine Sandale zu beißen. Doch dies gelingt ihr nicht, denn ihre Kehle und ihr Kiefer sind durch die Sohle blockiert. Das Glück der Jägerin? Von Absicht zu sprechen wäre jedenfalls übertrieben.

Du hattest deine Chance, Scheißer. Jetzt bin ich am Drücker. Soll ja keiner sagen, ich hätte zuerst zugeschlagen. Noch während ich darüber nachdenke, erhöhe ich meinen Druck. Aus dem Schreien wird ein Kreischen. Todesangst empfindet jede Kreatur; ob groß oder klein. Auch diese Ratte spürt sie. Zumindest bis ich sie von dem Leid ihres Daseins erlöse. Ihr Quieken wird zu einem seltsamen Röcheln, ihre Augen treten hervor. Ihr Mund steht offen. Agonie lässt sie konvulsivisch zucken. Weißer, schaumiger Speichel fließt aus ihrem Maul. Ich sehe es. Noch einmal erhöhe ich den Druck. *Ob ich ihren Schädel platzen lassen kann?*

Blut spritzt aus ihren Ohren. Ein letzter, markerschütternder Schrei – dann ist es vorbei. Schlaff sinkt ihr Kopf nach unten. Oh, du hast verloren, kleine Ratte. Hättest eben schneller sein müssen als ich. Soll ich dich aufheben und später in der Dusche ablegen, damit sich die Afrikanerinnen aus Baracke 12 wieder aufregen können? Oder lege ich dich Elena unter das Kissen? Die Russin mag doch etwas Weiches mit langem Schwanz. Vielleicht sollte ich dich aber häuten, dein Fleisch in die dünne Suppe geben und so ...

»Wie viele waren es?« Die rauchige Stimme meiner Bettnachbarin reißt mich aus meinen Betrachtungen. Patricia hat sich in den letzten Tagen als gehässige Schlampe entpuppt. Das gefällt mir.

Auch jetzt beweist sie es wieder. Patricia weiß, wie viele Opfer auf meine Kappe gehen. Aber Trish, die schreckhafte, kleine Trish weiß es nicht. Kommt aus Texas. Dort geht es den Leuten am Arsch vorbei, wie viel Jobs eine deutsche Killerin absolviert hat. Seit die USA nicht mehr vereinigt sind, haben die Menschen in den Sezessionsstaaten andere Sorgen, als Weltnachrichten zu schauen. Das Vieh stirbt ihnen weg, die Felder sind durch den sauren Regen verseucht und aus ihren Hauptstädten kommt auch keine Hilfe. Also versuchen sie auf alle möglichen Arten, sich durchs Leben zu schlagen.

Wie Trishs Lover.

Der nahm seine Freundin mit, als er in New Mexiko ein Diner überfiel. Dabei erschoss er drei Leute, wurde gefasst und in einem Schnellverfahren zum Tode verurteilt. Trish erzählte, zwischen Urteilsverkündung und Exekution hätten dreißig Minuten gelegen. Ihr selbst konnte das Gericht zwar keine direkte Beteiligung nachweisen. Sicherheitshalber verurteilte es sie jedoch zu drei Jahren Insel. Darum schläft sie nun zwei Betten links von mir.

Erst neunzehn.

Mit großen Augen, die voll Unverständnis in die Welt schauen. Sie sieht nicht einmal schlecht aus. Ein Glück, denn so kann sie sich als Lagerhure verdingen und sich ein paar Vergünstigungen verdienen.

Im Grunde kann man die Gefangenen in drei Gruppen einteilen. Huren, Beschützer und der große Rest. Es ist praktisch, zu den Beschützern zu gehören. Denn Schutz will hier jeder. Unpraktisch, zu den Huren zu zählen. Da wir nur einmal am Tag duschen dürfen, schmecken unsere Fötzchen nicht gerade nach Zimt. Übel, wenn man sie dennoch lecken muss.

»Wie viele Ratten?«, frage ich. Ein Grinsen huscht über mein Gesicht, was Patricia aber nicht sehen kann.

»Wie viele Opfer?«, präzisiert sie. »Erzähl uns von deinen Opfern, Julia. Wie viele hast du im Laufe der Zeit getötet?«

»Es waren 68.« Nun erst drehe ich mich um. In meiner Hand halte ich die tote Ratte. Plötzlich weiß ich, was aus ihr werden soll.

Elegant schleudere ich sie zu Patricia, die auf ihrem Bett liegt und recht unbeteiligt wirkt. Das tote Vieh beschreibt einen anmutigen Bogen, bevor es fast auf ihr Gesicht klatscht.

Angewidert springt die Frau auf. »Igit, du elende Hexe«, kreischt sie dabei. Trish lacht, schweigt aber, als sie meinen Blick auffängt. In dieser Baracke lacht niemand über mich, Patricia oder einen unserer Scherze. Ausgenommen wir selbst natürlich.

Meine Bettnachbarin packt den Nager am Schwanz und geht zur Tür, um ihn fachgerecht zu entsorgen – irgendwohin eben, wo er verfaulen kann. »Also 68. Eine stolze Zahl.« Sie schaut zu Trish. »Und bei weitem nicht alle starben durch einen Kopfschuss. Manche hat sie über Stunden zu Tode gequält.«

»Jeder braucht ein Hobby«, verteidige ich mich. Die Unterhaltung langweilt mich. Trish ist leicht zu beeindrucken. Sie tut ohnehin, was ich will. Es bringt nichts, einer Hure Angst einzujagen. Lähmt nur ihre Zunge. »Mal sehen, was sie uns heute für einen Fraß servieren.«

Es riecht nach Essen, also werden sie uns etwas geben. Nur was, das ist hier die Frage. Manchmal ist es besser, den Brei nicht zu analysieren. Auch dann nicht, wenn es Fleisch gibt. Schweine oder Kühe kommen auf der *Insel* jedenfalls nicht vor. Und auch keine Hühner...

»Deine Ratten«, lacht Patricia. Mein Blick streift sie kurz. Ihr Shirt ist so durchgeschwitzt wie meines. Ihre Nippel sind zu

sehen, die hart gegen den feuchten Stoff drücken. Sie ist eine Beschützerin, genau wie ich. Trish ist eine der drei Huren der Baracke. Eigentlich war sie *Nummer 17*, aber nicht für uns. Patricia, Trish, Cindy und Elena bilden einen Kern *mit* Namen. Der große Rest hingegen – Nummern, um die wir uns kaum kümmern. Außer *Nummer acht*. Sie versucht ständig, zu uns zu stoßen. Mal nett und freundlich, dann wieder vehement. Selbst offene Anbiederung bis hin zur Erniedrigung war schon dabei. Eine Leistung, da wir ja erst vier Tage auf der Insel sind.

Wir beschließen, ein wenig ins Freie zu gehen. Zwar ist es dort genauso öde wie in den Baracken, aber manchmal hat man Glück, und der Wind streift einen kurz. Geschieht dies, ist es wie der Kuss eines Geliebten.

Auf dem Weg nach draußen gehe ich noch kurz in den Waschraum. Mein Gesicht ist gerötet, meine Wangen schmal. Auch meine Lippen bilden lediglich einen dünnen Strich. Mir ist aufgefallen, dass die meisten Frauen hier auf ihre Art hübscher sind als ich. Aus mir wäre wohl nie ein Model geworden. Trotz meines trainierten Körpers, der noch heute jede Palme erklimmen könnte. Einmal Äffchen, immer Äffchen. Andererseits gab es einige Typen, die mich *hübsch* fanden. Schließlich führte ich vor meiner Verhaftung kein Einsiedlerleben. Die Zeit in *Zacharia 3* mochte zwar ihre Spuren hinterlassen haben. Aber in den fast sechs Jahren in Freiheit war aus mir doch eine relativ normale Frau geworden. Zumindest oberflächlich, auf den ersten Blick. Imitieren von Verhaltensmustern kann dazu führen, dass man sie verinnerlicht. Irgendwann weiß man nicht mehr, was nur Spiel und was echt ist.

Inzwischen fühle und denke ich vermutlich wie andere Frauen auch. Ich datete irgendwelche Typen und manchmal auch Frauen, wohnte in einer kleinen Bude im 31. Bezirk und ging scheinbar einer geregelten Arbeit in einem Center für Mind-Sex nach.

Mind-Sex katapultiert dich in deine Traumwelt. Telefonsex war gestern. Schließ das Mind-Interface an deinen Multiplex an. Setz die Datenhaube auf und verbinde dich mit unserem Service. Nun nur noch das Mädchen und die Stellung deiner Wahl auswählen, und schon besorgen es dir unsere Ladys,

dass dir Hören und Sehen vergeht. Nur 25 Credits pro Orgasmus, keine Reklamation bei selbstverschuldeten Abbrüchen.

Der letzte Satz wurde dreimal so schnell gesprochen wie der Rest des Slogans.

Auf der einen Seite eine Frau mit Datenkappe, auf der anderen der Kunde. Dazwischen ein leistungsfähiger Server, der die gewünschte Umgebung simuliert und das *Mind-Feedback* in die Köpfe der Beteiligten sendet. Man *glaubt*, mit einer Frau zu vögeln, ihre Zunge am Schwanz und ihr Fötchen auf dem Mund zu fühlen. In Wahrheit ist alles nur Schau, spielt sich alles nur im Kopf ab.

Der Vorteil liegt auf der Hand. Der Service ist immer verfügbar, anonym und sicher. Der Nachteil besteht darin, dass der Kunde sein Sperma wegwischen muss, weil die Hure eben nicht geschluckt hat. Ankuscheln kann man sich nach dem Sex auch nicht.

Mind-Sex hat einen großen Zulauf. Im Moloch entstanden in den letzten Jahren drei große Unternehmen. Sie alle können sich am Markt halten. *Mind-Fun* ist das Größte und war auch mein Arbeitgeber, obwohl ich nur die Mindeststunden absolvierte. Der Job als Killerin brachte mehr ein, doch irgendwie muss man dem Vermieter eine feste Arbeit nachweisen, sich eine Legende aufbauen und eine Retina-ID erschwindeln. Von meinem Gesamteinkommen her hätte es der Erste Stand sein können, von der Arbeit her nur der Zweite. Aber darauf kam es mir vor meiner Verhaftung nicht an und jetzt spielt es keine Rolle. Auf der Insel ist man nicht einmal ein Mensch. Wen kümmert da der Stand?

Als wir die Hütte verlassen, fällt unser Blick automatisch auf eine Afrikanerin. Sie meinte, sich mit einem Wärter anlegen zu müssen, weil er sie *wertlose Niggerfotze* genannt hatte. Nun hängt sie zwei Meter über dem Boden, die Arme weit ausgebreitet, an einem Holzkreuz. Ihre Füße stehen auf einem schmalen Podest. Da ihre Knie angewinkelt sind, hängt ihr Oberkörper durch. Sie hat Probleme mit der Atmung, Schweiß läuft über ihren Körper.

Obwohl sie zerschlissene Kleidung trägt, sieht man so gut wie alles. Die Brüste, ihr Geschlecht ...

Es ist eine perfide Art, einem jegliche Scham zu rauben. Wir sind jederzeit den gierigen Blicken unserer Wärter ausgesetzt. Sie können ohne Angabe von Gründen Leibesvisitationen durchführen, uns schlagen oder so sehr reizen, dass wir die Beherrschung verlieren. Geschieht das, landen wir am Kreuz. Noch haben wir Neuen Schonzeit. Die Afrikanerinnen sind schon seit zwei Jahren auf der Insel. Die meisten von ihnen kennen das Gefühl gekreuzigt zu sein. Acht Stunden, und man kommt als sabberndes Wrack runter. Es dauert Tage, bis man sich davon erholt hat.

Noch schlimmer ist allerdings *die Kiste*. Ein Blechding, gerade groß genug, um mit angewinkelten Beinen und krummem Rücken darin zu liegen. Es hat ein paar Luftlöcher, sonst aber nichts. Einmal drinnen, verwandelt sich die Kiste binnen kürzester Zeit in einen Glutofen. Das Metall erhitzt sich so, dass man Brandwunden bekommt. Nicht Wenige sterben an der extremen Austrocknung und Hitze. Andere wurden angeblich wahnsinnig. Sie ist die schlimmste Strafe, die einen erwarten kann. Noch schlimmer als der Galgen oder das Erdloch, in das sie einen manchmal stecken und bis zum Hals einbuddeln.

Die Kiste übertrifft einfach alles.

»Das nächste Mal wird sie es sich dreimal überlegen, einem Wärter eine Ohrfeige zu geben«, murmelt Patricia. Sie schaut hinauf zu der Afrikanerin. 2097-10-15-2 steht auf dem Schild an ihrem Oberteil. Ihren richtigen Namen kennen wir nicht. Eine heißt Lele und seit wir das wissen, nennen wir sie alle so.

»Hey, Lele«, ruft Patricia. »Bald hast du es geschafft. Halt durch, Mädchen.«

Wie zur Antwort rinnt ein Speichelfaden über das Kinn der Frau. Ihre Hose zeigt bereits die Ränder eines ehemals nassen Flecks zwischen den Beinen. Man kann einfach keine acht Stunden einhalten. Den Urin, der ohne Frage auch am Kreuz hinabgelaufen ist, sieht man nicht mehr. Die Sonne trocknet das im Nu.

»Was habt ihr mit der Niggerfotze zu besprechen?«, ruft einer der Wärter. Er kommt aus der klimatisierten Baracke und nähert sich uns mit gewichtigen Schritten. Wir wenden uns ab, um möglichst unauffällig zu verschwinden.

Aber er scheint es darauf anzulegen, uns zu ärgern. »Bleibt stehen, ihr Schlampen. Wenn ich euch etwas frage, dann will ich auch eine Antwort haben.« Er fügt ein *Verdammt* an.

Ergeben wenden wir uns ihm wieder zu. »Nichts«, erklärt Patricia. »Gar nichts. Wir schauten hinauf und sagten ihr, dass die Zeit bald vorbei sei. Immerhin hängt sie seit sechs Stunden da oben. Acht hat sie bekommen.«

Er reckt das Kinn vor. »Ach ja? Ihr macht der Niggerfotze Mut? Wunderbar. Wegen euch bekommt sie einen Zuschlag und darf nun zwölf Stunden dort oben verweilen, um die Aussicht zu genießen.«

Wut erfasst mich. Am liebsten würde ich zuschlagen. So lange, bis sein Kiefer nur noch eine breiige Masse ist und er sabbernd auf allen Vieren davonkriecht. Ich *könnte* es tun. Ja, es wäre mir möglich. Doch eine weitere Auspeitschung kann ich mir nicht leisten. Erst, wenn die Striemen verheilt sind. Im Moment würde sie mich umbringen.

»Ach, kommen Sie, Sir«, versucht Patricia ihr Glück. »Was kann sie dafür, dass wir sie angesprochen haben? Sie gab ja nicht einmal eine Antwort.«

Der Wärter neigt den Kopf zur Seite. »Sie kann sich ja bei euch bedanken, wenn sie in sechs Stunden vom Kreuz kommt. Es sei denn, eine von euch möchte ihr die vier Stunden abnehmen. Ihr habt zwar Schonzeit, aber auf eigenen Wunsch darf bei uns jeder da hoch. Also, hat jemand Lust?«

Patricia senkt die Augen. Uns tut es leid, dass sie der Afrikanerin vier zusätzliche Stunden aufgebrummt haben. Doch so leid tut es uns auch wieder nicht.

Oder?

»Das hab ich mir gedacht«, lacht der Wärter. »Ein bisschen winseln, ein bisschen betteln. Aber wenn es hart auf hart kommt, seid ihr nur feige Schlampen.« Er spuckt vor uns aus. »Und jetzt verschwindet, ehe ich ihr noch ein paar Stunden gebe.«

Damit wendet er sich ab. Patricia schaut mich an. Sie fühlt sich unwohl. So wie ich auch. Auch wenn es nicht unsere Schuld war, ist es eine beschissene Situation.

»Hey, Arschloch«, rufe ich hinter dem Mann her. Er dreht sich um und hastet auf mich zu. Noch während er näher kommt, zieht er die Peitsche. Die Riemen sausen auf meine Schulter. Tränen schießen mir die Augen. *Kein Wort*. Neben mir gibt Patricia einen erschrockenen Laut von sich.

Der Wärter starrt mich an. Es dauert einen Moment, ehe die Pein versiegt.

»Also schön«, erkläre ich dann. »Vier Stunden, und dafür kommt sie in zwei runter.«

Der Mann glotzt. »Wirklich?«

»Ja, verdammt – *wirklich*. Es war unsere Schuld, also bade ich es auch aus.«

Patricia wimmert leise. Sie scheint fassungslos. Doch dann rafft sie sich auf. »Wir beide – jeder zwei.«

»Nein«, lacht der Wärter. »So nicht. Du kannst gerne rauf – für vier Stunden.«

Der Blick meiner Bettnachbarin flackert. Sie kämpft mit sich. Ihr Gewissen sagt ihr, dass es richtig wäre. Ihre Angst hingegen, es zu lassen. Engel und Teufel, in so vielen Situationen Gast in unserem Oberstübchen. »Patricia – nein«, flüstere ich darum. »Das bringt keinem was. Die Afrikanerin bekommt ihre Strafe und ich bade unsere Scheiße aus. Das nächste Mal bist du dran.«

Der Wärter grinst boshaft. Er drückt einen Knopf an seinem Gürtel und ruft Meister sowie noch einen Kollegen. Es braucht drei Mann, um das Kreuz mit der Gefangenen daran aufzurichten.

Mein Herz schlägt wie verrückt. Nur vier Stunden, sage ich mir. Es sind nur vier verdammte Stunden. Das hält man aus.

Meister und seine Männer kippen eines der freien Kreuze, stoßen mich zu Boden und warten, bis ich meinen Platz eingenommen habe. Dann nehmen sie die Seile und fixieren meine Arme. Die Füße stehen auf einem schmalen Podest, das kaum Halt gibt. Zudem ist es zu hoch angebracht, sodass meine Beine angewinkelt sind.

»Wusste, dass du am Kreuz landest«, lässt mich Meister wissen. »Bist eine verdammte, elende Schlampe. Wir sollten dich sofort in die Kiste sperren. Das ist die einzige Sprache, die eine Fotze wie du versteht. Aber dass du freiwillig für die Niggerhexe nach oben gehst, imponiert mir. Wir könnten sie auch gleich runterholen. Willst du sechs Stunden?«

»Warum holst du dir nicht einen runter und ersparst mir das Gesabber? Vier Stunden, das war der Deal. Die Zeit, die sie wegen mir bekommen hat.«

»Würdest du nicht gekreuzigt, bekäme ich für deine Aufsässigkeit einen Hieb. Oder auch zwei.« Meister legt eine kurze Pause ein. »Also schön, Simoni«, ruft er dann laut. »Hoch mit dir. Ich hoffe, du wirst viel Spaß haben. Die Aussicht soll wirklich *atemberaubend* sein.«

Er lacht meckernd, während die Männer das Kreuz in die Höhe wuchten. Es scheint mir erstaunlich wenig auszumachen.

Zunächst ...

Kapitel 5 – Kreuzigung und Auferstehung

Pleasure Island – 05.12.2098/ 17:30 Uhr

Das Kreuz ist eine seltsame Angelegenheit. Wird man aufgerichtet, fühlte man sich im ersten Moment sogar recht gut. Man schaut über die Dächer des Camps und denkt, dass die Strafe wohl doch nicht so hart ist. Oder dass man einen besonders robusten Organismus besitzt.

Doch nach einer Zeit, bei mir waren es knapp fünf Minuten, beginnen die Schmerzen. Die Füße finden auf dem viel zu kleinen Podest keinen richtigen Halt. Sie rutschen ab, man sackt in die Tiefe und das wiederum dehnt die Muskeln. Gleichzeitig fehlt einem der Atem. Also zieht man sich wieder empor, was erneute Muskelschmerzen bringt. Die unnatürliche Haltung und die Durchblutungsstörungen in dieser Position führen zu Krämpfen. Nach kaum einer halben Stunde plagen einen Schmerzen im Kopf, den Schultern, dem Rücken und in den Beinen. Der Körper reibt über das Holz. Durch den Schweiß wird die Kleidung nass, bildet harte Falten und scheuert die Haut auf.

Die Hitze brennt auf einen runter. Die Augen tränen. Insekten umschwirren einen. Sie sitzen auf dem Gesicht und anderen, nackten Körperpartien. Dort lösen die Biester Juckreiz aus, doch man kann sich nicht kratzen.

Nach weniger als einer Stunde befindet man sich in einem Zustand des allumfassenden Schmerzes. Man sehnt sich das Ende der Tortur herbei. Speichel fließt einem aus dem Mund. Nach und nach versagen ein paar Körperfunktionen. Urin fließt einem warm die Beine entlang, tropft am Langbalken herab und bildet unten am Boden eine Lache. Hin und wieder kommt es auch vor, dass jemand Kot fallen lässt. Das Bewusstsein driftet davon. Schatten und hohle Geräusche sind alles, was man neben der allumfassenden Pein noch wahrnimmt. Selbst wenn jemand am Kreuz vorbeigeht, mit einem spricht oder einem etwas zuruft,

bekommt man es kaum noch mit. Antworten ist erst recht nicht möglich.

Vermutlich gebe ich eine ziemlich miese Figur ab. Mein Kopf pendelt kraftlos vor und zurück. Speichel tropft auf meine Brust. Hundertfach verfluche ich meine Entscheidung, die vier Stunden der Afrikanerin auf mich zu nehmen. Andererseits geht es ihr nicht besser und die zusätzliche Zeit wäre grauenvoll für sie gewesen.

Patricia harrt unter mir aus. Sie hatte versprochen, keinen Schritt von dem Kreuz zu weichen und sich anschließend um mich zu kümmern. Durch die Wolken, die mein Bewusstsein umgeben, sehe ich sie dort unten hocken. Ebenso unscharf nehme ich wahr, dass sie Lele vom Kreuz holen. Halbzeit, schießt es mir durch den Kopf. Dabei war mir, als würde ich schon mindestens drei Stunden hier oben hängen.

Mein Leiden geht also weiter. *Wenn ich hier runterkomme, haben sie mich entweder geschafft, oder mich kann so schnell nichts mehr schrecken.* Ich fürchte jedoch, dass Ersteres der Fall sein wird. Komme ich hier runter, werde ich zahmer sein. Nach unserer Schonfrist können sie mich sonst jeden Tag kreuzigen.

Doch dann geschieht etwas, das mich *doch* aus der Lethargie reißt. Es ist ein Geräusch, das sich rasch nähert. So vertraut, dass es mir sofort auffällt und so fremd, dass es hier einfach nicht her passt. Und doch ist es so – ein Helikopter jagt über meinen Kopf dahin, dreht eine kleine Runde und landet schließlich auf einem freien Platz dicht hinter unserem Lager. Ein paar Wachen eilen zu der entsprechenden Stelle, während ich mich mit Genuss an den kalten Luftzug erinnere, den die Maschine brachte. Sie hat mich ein wenig belebt.

»Was ist das?«, kommt es leise über meine Lippen.

»Keine Ahnung«, ruft Patricia lauter zurück. »Ich schaue nach. Bleib bei Bewusstsein, okay?«

»Versuche es.« Mit Mühen gelingt es mir, mich etwas in die Höhe zu ziehen. Frische Luft strömt in meine Lunge, die letzten Wolken verschwinden. Dadurch wirkt alles klarer. Leider auch die Krämpfe und Schmerzen.

»Der Tag, der Tag, wie ich ihn mag, hat noch nicht begonnen. Doch dann, doch dann, bald irgendwann, ist die Zeit verronnen.«

Meine Stimme ist nur ein Flüstern.

Schließlich kommt Patricia zurück. Aber sie ist nicht allein. Zwei der Wachmänner begleiten sie. Doch die Beiden kommen nicht, um mich zu verhöhnern. Stattdessen beginnen sie damit, das Kreuz nach hinten sinken zu lassen.

»Was...?«, frage ich verständnislos. »Ist meine Zeit um?«

»Deine Zeit ist gekommen, 2098-12-01-7. Du hast Besuch. Der Direktor will dich sehen.«

Inzwischen liege ich waagrecht. Mein Kreislauf freut sich. Noch mehr, als einer einen Schlauch auf mich richtet und kaltes Wasser auf mich laufen lässt. Die Arme werden abgeschnallt. Jede Bewegung ist die Hölle. Aber ich weiß, dass es sein muss.

Nur langsam komme ich hoch. Meine Kraft schwindet, ich knicke ein. Patricia ist da, um mich zu stützen.

Die Wärter machen deswegen ein paar Sprüche. *Schon eine Geliebte gefunden? Wann ist die Hochzeit? Ein schönes Paar.* Aber das tangiert mich nicht. Mühsam schleppen wir uns zur Dusche. Ich stinke, und das kann nicht so bleiben.

Auch unter der Brause bleibt Patricia bei mir. Normalerweise landet man nach dem Kreuz auf dem Bett und schläft ein paar Stunden. Diese Zeit geben sie mir nicht. *Besuch* ist da, und der wird nicht ewig warten.

Meine Bettnachbarin reicht mir frische Wäsche, reibt meinen Rücken trocken und lächelt schwach, als ich mich mit einem Kuss auf ihre Wange bedanke. Anschließend begleitet sie mich bis zum Rand unseres Lagers. Dort muss sie zurückbleiben, während mich die Wärter in einen mir bisher unbekanntem Bereich führen; zum Haupthaus, in dem der Direktor seinen Dienst tut. Oder mit seinen Zehen spielt, sich von der Sekretärin einen blasen lässt, Horrorvideos schaut – unsere Spekulationen, was der Mann tut, den wir noch nie gesehen haben, reichen weit. Jeder weiß, dass es ihn gibt. Aber noch nie hat er sich in unserem Lager blicken lassen. Selbst die Afrikanerinnen kennen ihn nicht.

Wir betreten eine kühle Halle. Links und rechts führt je ein Gang ab, geradeaus geht es zu einer Treppe. Die Wärter stoßen

mich in den linken Weg. Wir kommen an ein paar Türen und Pflanzen vorbei, ehe wir schließlich vor jener Tür stehen, hinter der *der Heilige* residiert.

Vielleicht bin ich die Erste, die ihn zu Gesicht bekommt. Die erste Gefangene überhaupt. Etwas, das mich zur Legende im Lager macht. 'Die Gefangene, die den Direktor gesehen hat. Sie residiert etwas außerhalb in einer Einsiedlerhöhle, denn danach war sie nicht mehr dieselbe. Sie ist nun weise und beantwortet die Fragen des Lebens.'

Ein kurzes *Herein* zerstört meine Träume. Die Tür geht auf, ich trete ein – und weiche sofort wieder zurück, als ich die Männer vor mir erkenne. Zumindest drei von vier, denn der Direktor ist mir fremd.

Nicht die anderen.

Meister, okay. Er erschreckt mich nicht. Schlimmer sind jene, die offenbar mit dem Hubschrauber gekommen sind. Einer in Uniform, einer im Anzug. K-Service und Wissenschaft. Der Pisser, der mich *bestellt* hatte und einer von den Arschlöchern, die mich *trainierten*.

»Sich an«, erklärt der Wissenschaftler und steht auf. Ein seltsames Lächeln liegt auf seinem Gesicht. »Da ist ja unser Äffchen. Du warst so ungezogen. Ja, ein sehr ungezogenes Äffchen warst du.«

Noch immer lächelnd kommt er auf mich zu und streckt seine Hand aus, um mich zu berühren. Doch ich bin schneller und strecke meine aus – direkt auf seine Nase.

Er weicht zurück, schreit kurz und hält sich den gebrochenen Riechkolben. »Nenn mich niemals wieder *Äffchen*, du perverses Schwein. Und wage es nicht, mich noch einmal anzufassen.«

Zu meinem Erstaunen greift niemand ein. Nur Meister lässt seine Peitsche zischen. Doch der Wissenschaftler hält ihn zurück.

»Schon gut«, murmelt er. »Das hab ich wohl verdient.«

»Ja, hast du. Und noch viel mehr. Wären wir an einem anderen Ort, würde ich dir ein Tischbein in den Arsch schieben, weil ich keinen Gorilla habe.«

Der Mann des K-Service runzelt die Stirn. »Sie ist nicht, wie wir es uns vorgestellt haben. So leidenschaftlich und ungezügelt. Sind Sie sicher, dass wir die da einsetzen können?«

»Ja, bin ich. Nur einen Moment.« Der Wissenschaftler drückt ein Tuch auf seine noch immer blutende Nase. Dabei nimmt er bereits wieder Platz. Auch mir schiebt er einen Stuhl zu. Anschließend gleitet sein Blick zu Meister. »Wenn sie mich wieder angreift, dürfen Sie aktiv werden.«

Eine klare Drohung. Heb die Hand gegen mich, und du bist im Arsch.

Einer der beiden Wärter drückt mir einen Finger in den Rücken und schiebt mich nach vorne, damit ich mich endlich setze.

Nur widerwillig komme ich der Aufforderung nach. Neben dem K-Service-Pisser hocke ich und mustere beide mit finsternen Blicken.

»Frau Simoni«, erklärt der Wissenschaftler mit näselnder Stimme. »Herr Fuller hat Ihnen etwas zu sagen.« Er nickt dem Sicherheitsbeamten zu. Dieser mustert mich wieder skeptisch.

»Frau Simoni – der K-Service hat viel Geld in Ihre Ausbildung gesteckt. Wir wollten eine Gesetzeshüterin, die besser ausgebildet und weniger ängstlich ist als unsere sonstigen Beamten. Ihre Flucht und die anschließenden Gräueltaten waren nicht eingeplant.«

»Oh, das tut mir leid«, gebe ich sarkastisch zurück. »Aber sehen Sie – mir fehlte die Lust, mich mit Elektroschocks quälen oder von Gorillas vergewaltigen zu lassen. Es machte auch keinen Spaß in einem Käfig zu leben, begafft zu werden oder an Maschinen zu hängen, die mir verschiedene Empfindungen auszutreiben versuchten. Sie hielten mich über Jahre gefangen. Sechzehn, um genau zu sein. Es reichte, wie ich fand.«

Der Mann schaut empört zu dem Wissenschaftler. Diesem wird unbehaglich, wie mir scheint. »Also so war es ja nicht«, verteidigt er sich. »Wir haben dich aufgezogen, nachdem sie dich zu uns brachten. Deine Mutter war tot und du ohne Familie. Wir haben dir sehr viel Liebe gegeben.«

»Liebe?« Es ist der Moment, in dem ich ihm am liebsten den Hals umdrehen würde. »Ihr habt mir ... Liebe ... gegeben? Wann? Muss ich versäumt haben.« Die Empörung macht es mir schwer, mich zu beherrschen.

»Die ersten Lebensjahre verbrachte ich in einem Käfig mit Schimpansen. Später wurde ich in Einzelhaft gehalten. Ihr habt mich gefoltert und schließlich einen Gorilla auf mich losgelassen, der mich vergewaltigt hat. Wo bitte war da Liebe?«

»Wir haben dich nicht umgebracht, oder? Und das mit dem Gorilla war nur zweimal. Wir wollten etwas testen. Du hast so viel Zeit mit Affen verbracht. Es war ein kleines Nebenexperiment.«

Langsam beuge ich mich vor, um Meister keinen Grund zum Zuschlagen zu geben. »Wäre *Zwo* nicht da, würde ich dir die Liebe zurückgeben, die ihr mir gegeben habt. Am Ende würdest du leben, aber mehr auch nicht. Sei froh, dass er da ist. Er und seine beiden schwanzlosen Deppen hinter mir.«

»Frau Simoni«, mischt sich der K-Service-Mann ein, »können wir fortfahren? Auch wenn ich Ihren Hass verstehe. Doch Sie wurden zur Mörderin und haben 68 Menschen getötet. Als Auftragskillerin, wohlgemerkt.«

»Ja. Denn im Auftrag der Wissenschaftler waren es ... wie viele? Neunzehn? Zwanzig? Sie haben mich zu einer Killerin gemacht. Wen wundert es da, dass ich es zu meinem Beruf erkor?«

»Sie hatten eine Wahl«, blafft mich Fuller an. »Ich will keine Rechtfertigung von Ihnen. Es ist, wie es ist. Wir sind hier, weil wir – der K-Service – seine Investitionen nicht völlig umsonst getätigt sehen will. Die Dinge sind in einem Bereich außer Kontrolle und wir möchten Sie einsetzen, um sie zu klären. Mit Ihrer Ausbildung und Ihrem taktischen Verständnis sowie der Erfahrung sind Sie die einzige Person, die uns helfen kann. Übrigens ist dies auch der Grund, warum Ihnen der Strick erspart blieb. Wir wirkten auf den Richter ein.«

»Ach?« Es erstaunt mich, das zu hören. Sowohl, dass diese Wichser mein Leben retteten, als auch die Sache mit der *Hilfe*.

Da sich das Problem sicherlich nicht auf der Insel befindet, müssen sie mich von hier wegbringen. Das ist auf jeden Fall ein Lichtblick. Andererseits kann ich mir nicht vorstellen, dass es keinen Haken bei der Sache gibt. Dennoch schlägt mein Herz drei Takte schneller. »Und was für ein Problem ist das?«

»Diese Information ist als *Geheim* klassifiziert und wird Ihnen mitgeteilt, sobald wir ungestört sind und Sie den Auftrag akzeptiert haben. Nur eines – Ihr Überleben ist nicht sehr wahrscheinlich.«

Laut lache ich auf. »Großartig. Sie kommen her, um mich für einen Job zu engagieren. Gleichzeitig sagen Sie mir, mein Überleben wäre nicht wahrscheinlich. Das macht Mut und lässt mich ohne zu zögern einschlagen. Was soll der Dreck? Wieso sollte ich es tun, wenn ich dabei draufgehe?«

»Weil Sie ohnehin draufgehen«, erklärt er. »Hier dauert es nur ein bisschen länger. Außerdem bleibt Ihnen eine minimale Chance, es doch zu schaffen.«

»Und dann?« Ich kneife die Augen zusammen und achte auf seine Reaktion. Er zuckt kurz. *Sie können dich unmöglich geben lassen. Das Risiko ist nicht kalkulierbar.*

»Dann sind Sie frei. Aber wie gesagt – Ihr Überleben ist nicht Teil des Plans.«

Ich sinke zusammen. Es gibt zwei Möglichkeiten. Den Spinner nach Hause schicken und weiterhin die Insel genießen, bis sie mich geschafft hat. Oder mit ihnen gehen und bei dem Einsatz sterben. Beides führt wohl zu meinem Tod. Qualvoll und auf Raten oder heldenhaft bei einem Einsatz. *Wer die Wahl hat, hat die Qual.*

»Ich will es schriftlich. Wenn der Job getan ist und ich noch lebe, bin ich frei. Das will ich schriftlich – dann haben Sie mich.«

»Sie werden nicht überleben.«

»Mag sein. Aber ich bin stur und werde mich vermutlich weigern zu sterben. Bekomme ich es schriftlich? Sie selbst sagten, ich hätte eine winzige Chance.«

»Ich habe gelogen.«

Wieder lache ich. »Dann können Sie es mir auch schriftlich geben.«

Er schlägt mit der Hand auf den Tisch. »Also schön, Sie bekommen den Wisch. Wenn Sie den Job erledigen *und* den Einsatz überleben, sind Sie frei. Auf Bewährung und mit der Maßgabe, dass wir Sie bei dem geringsten Fehltritt liquidieren.«

»Zählt falsches Parken oder Geschwindigkeitsübertretung auch dazu?«

Er starrt mich an. »Lecken Sie mich am Arsch, Simoni. Packen Sie Ihre Sachen und verabschieden Sie sich. Wir verschwinden von hier. Und denken Sie dran – ein Fehltritt, und wir liquidieren Sie. Wir haben Mittel.«

»Welche?«

Er lässt sich von dem Wissenschaftler einen Schmuck geben. Der ist nicht einmal hässlich. Ein schwarzer Stein an einer silbernen Kette. »Das hier. Wir wissen immer, wo Sie sich befinden und können Sie darüber auch immobilisieren. Ja, wie könnten Sie sogar darüber exekutieren.«

»Dreck, das nehme ich nicht. Wenn das Ding eine Fehlfunktion hat, liege ich tot auf dem Boden. Entweder Sie vertrauen mir, oder die Sache ist gelaufen.«

Nun ist es Fuller, der lacht. »Ihnen *trauen*? Nicht einmal von hier bis zur Tür. Sie sind verrückt. Völlig psychotisch und sadistisch.«

»Ich habe noch nie mein Wort gebrochen. Ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich meinen Auftrag erfüllen werde und *nicht* töte, außer es ist zur Erfüllung des Auftrages nötig. All meine Kunden haben sich auf mich verlassen. Es ist Teil meiner *Programmierung*.«

Der Wissenschaftler nickt flüchtig. Seine Nase blutet nicht mehr. »Das stimmt. Wir haben ihr diesen Kodex eingepflegt.«

»Hat Sie nicht gehindert, Ihrem Boss einen Brieföffner durch das Auge ins Hirn zu treiben«, knurrt Fuller. »Wir brauchen eine Sicherheit.«

»Mein Wort. Reicht es nicht, haben wir beide keine Zukunft. Zumal ich von Ihrem Wort abhängе. Tue ich meine Arbeit und überlebe, muss ich mich auf Sie verlassen können. Wobei ich gewillt bin, einen Sender zu tragen. Aber nichts, was mich ausschalten kann.« *Man muss den Leuten entgegenkommen.*

»Gut«, nickt Fuller. »Einen SSIS-Chip [\[Fußnote 3\]](#) unter der Haut, mit dem wir Sie aufspüren können. Als Kompromiss annehmbar. Können wir nun *endlich* gehen?«

Meister starrt mich hasserfüllt an. Am liebsten würde ich ihm die Peitsche entreißen und noch rasch 15 geben. Damit er sieht,

wie es ist. Doch die Vorstellung, die Insel verlassen zu können, stimmt mich euphorisch. Selbst die Gefahr, vermutlich dabei zu sterben, kann die Freude nicht trüben. Vielleicht würde ich jubeln, aber eine Sperre in mir verhindert einen größeren Gefühlsausbruch. Zwei Tränen rinnen über meine Wange. Mehr nicht.

Vielleicht reicht es auch.

Patricia wartet noch, als mich die Wärter zum Lager zurückbringen. Da ich auf der Insel nichts besitze und nur die Kleider habe, die an meinem Leib schlackern, brauche ich auch nicht zu packen.

Aber verabschieden, das muss ich mich.

Meine Bett Nachbarin versteht nicht. Wie sollte sie auch? Lediglich der letzte Satz dringt zu ihr durch – jemanden wie mich lässt man nicht auf der Insel verrotten. Man schickt ihn in eine aussichtslose Schlacht, damit er noch einmal etwas bewegen kann, ehe er dabei kriecht.

Sie weiß, dass mich keine strahlende Zukunft erwartet. Es ist vielleicht nicht einmal Glück, dass ich die Insel verlassen kann. So wenig wie es ein Glück war, hierher zu kommen. Ein perfider Plan. Die ersten Jahre meines Lebens war ich eine Marionette. Dann erkämpfte ich mir etwas Freiheit und nun bin ich wieder eine Marionette. Das kotzt mich an. So wie es mich ankotzt, dass sie mich auf ein Himmelsfahrtskommando schicken wollen. Aber das ist besser, als Meister und seinen perversen Kollegen ausgesetzt zu sein.

»Danke«, murmele ich Patricia zu, gebe ihr einen Kuss auf die Wange und wende mich ab. Ihr leerer Blick schmerzt. Wie gerne würde ich ihr versprechen, etwas für sie zu tun. Ihr Mut zu machen. Aber dazu besteht kein Anlass. Auch vom Moloch aus kann ich nichts unternehmen, das ihr helfen würde.

Für sie geht der Horror weiter. Für mich hingegen beginnt ein neuer Alptraum.

Langsam gewöhne ich mich daran, von einem Topf mit Scheiße zum nächsten zu stolpern.

